

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 74.

Dienstag, 28. März.

1916.

Um Ehre und Leben.

Roman von Paul Blis.

(Nachdruck verboten.)

Früher als sonst verließ Lucie den Besefluß ihrer Freundinnen. Es wollte heute keine rechte Bebaglichkeit aufkommen. Von Anfang an herrschte eine diskrete Zurückhaltung, die man in diesem kleinen Kreise sonst nie zu finden gewöhnt war. Eine dumpfe Schwüle lag über dem sonst so traulichen Raum. Und jeder fühlte, daß irgend etwas noch Unausgesprochenes, Grausiges die Gemüter bedrückte.

Am deutlichsten fühlte das Lucie.

Sarmlos und fröhlich wie immer war sie hergekommen, in der Voraussetzung, eine anregende Stunde hier zu verleben. Aber kaum war sie eingetreten und sah die bereits anwesenden Freundinnen an, da senkte sich, wie ein Schatten, etwas auf sie nieder, das ihr plötzlich den Atem nahm und ihr dann das Blut durch die Adern jagte.

Erstaunt sah sie sich um. Von einer zur anderen glitt ihr Blick. Aber jede der Freundinnen wich ihr aus. Jede war freundlich und lieb zu ihr, aber keine sprach ein offenes Wort, das die Stimmung klärte.

Mit peinlicher Deutlichkeit empfand Lucie das, und von dem Augenblick an war es um ihre Fassung geschehen, denn sie fühlte, daß ihr irgend etwas Unangenehmes bevorstand. Nur mit Mühe hielt sie sich aufrecht. Und bei der ersten Gelegenheit suchte sie einen Grund, sich zu verabschieden.

Angstvoll, atemlos ging sie dann nach Hause, um sich Klarheit zu verschaffen.

Erschrocken sah ihre Mutter auf, als sie die Tochter zu so ungewohnt früher Stunde zurückkommen sah, und noch mehr erstaunte sie, als sie den Grund dafür erfuhr.

„Wer, Kind, ich bitte dich, was soll uns denn bevorstehen? Du bist erregt und siehst Geipenster.“

Doch auch der Mutter Worte wirkten auf die Tochter nicht beruhigend, und plötzlich fragte sie: „Ist es dir nicht auch aufgefallen, daß Papa, als er sich gestern abend vor seiner Abreise verabschiedete, anders war als sonst?“

Wieder erschrak die alte Dame. „Anders als sonst? Wie meinst du das? Ich habe nichts davon gemerkt.“

Lucie nickte. „Als er mir die Hand gab, fühlte ich deutlich, daß sie zitterte.“

„Aber, Kind, wie soll ich das verstehen? So sag doch klar, was du denkst. Mit deiner Erregtheit hast du mich schon angestekt.“

Und plötzlich fragte die Tochter nun: „Gost du eine Ahnung, ob Papa in finanzieller Schwierigkeit ist?“

Mit starrfragenden Augen sah die Mutter auf. „Aber Lucie, wie soll ich denn das wissen! Darüber hat doch Papa mit mir nie gesprochen. Überhaupt, wie kommst du nur darauf?“

„Diese Möglichkeit wäre doch wohl nicht so ganz ausgeschlossen.“

„Das weiß ich nicht. Aber ich glaube das auch nicht. Unser Bankhaus ist doch so solide und fest fundiert, daß es seit nahezu hundert Jahren allen Stürmen getrotzt hat.“

„Und trotz alledem erkläre ich dir, daß ich an Papa schon seit längerer Zeit kleine Veränderungen wahrgenommen habe; er hatte zweifelsohne Sorgen, die er uns verheimlichen wollte.“

Die alte Dame wurde immer erstaunter, aber auch immer besorgter.

„Warum hast du mir von alledem denn nie etwas gesagt?“

„Weil ich bisher noch immer selbst nicht so recht an die Wichtigkeit meiner Beobachtung glauben mochte.“

Angstvoll entgegnete die Mutter: „Das alles trifft mich völlig überraschend. Nie habe ich etwas Ähnliches gemerkt oder an derartiges auch nur gedacht.“

„Auch mir kamen alle diese kleinen, unauffälligen Erscheinungen, die ich im Laufe der Zeit an Papa wahrgenommen habe, eigentlich erst heute so recht zum Bewußtsein; denn dort im Kränzchen war ein junges Mädchen — die Paula Hellwig —, du kennst sie ja auch als ein hoheshaftes Geschöpf —, die sprach so obenhin von den Gefahren, denen in unserer Zeit selbst die ältesten Bankhäuser ausgesetzt seien — und diese Worte waren direkt auf mich gemünzt, das fühlte ich ganz deutlich. Von dem Augenblick an fiel es wie Schuppen von meinen Augen, ich erkannte auf all den Gesichtern meiner Freundinnen, daß es etwas gab, was sie alle wußten, nur ich noch nicht! Und da packte mich die Unruhe und die heimliche Angst, und ich fing an zu beobachten und zu grübeln; nicht das geringste entging mir mehr, bis es mir endlich zum Erschrecken klar wurde, daß man mich heimlich bemitleidete. Nichts sagte man, kein Wort verriet etwas. Nur die Mienen sprachen. Da fühlte ich klar, daß uns etwas Furchtbares bevorstand. Alle die anderen schienen bereits alles zu wissen, nur wir, die am meisten Beteiligten, wir ahnten noch nichts! Und da hielt es mich nicht länger mehr in der Gesellschaft. Ich ging, und niemand hielt mich zurück. Nur mitleidsvolle Blicke folgten mir. Schrecklich war das! Ganz grauenvoll schrecklich! Wie Feuer brannten mir diese Blicke ins Herz! Fast geslohen bin ich! Und selbst draußen auf der Straße verfolgte mich die Angst. Jedem Gruß wich ich aus, wie menschenscheu lief ich durch die Straßen, denn in all den Blicken der mir Begegnenden glaubte ich immer nur das gleiche zu lesen. Sie alle, sie ahnten vielleicht schon, was uns bevorstand, und nur wir, wir wußten noch von nichts. So kam ich nach Hause!“

„Mein Gott! Mein Gott!“ jamuerte die alte Dame nun, „was wird das nur werden!“

Da trat die Tochter zu ihr heran und sie beschwichtigte und fragte sie dann: „Hat denn Papa nie etwas zu dir verlauten lassen, Mutter?“

„Aber nein, kein Wort, nicht das geringste; er hat ja nie von seinen Geschäften und Unternehmungen gesprochen, und ich habe nie gewagt, ihn darum zu befragen.“

„So weißt du also auch nicht, weshalb Papa fortgefahren ist?“

„Er sagte, daß ihn dringende Geschäfte riefen, weiter weiß ich nichts.“

Lucie schwieg. Sie ahnte halb und halb schon, daß der Vater wohl niemals zurückkehren würde. Aber sie wagte es noch nicht, diesem Gedanken Worte zu verleihen.

Doch die Mutter erriet es. Wehend fragte sie schnell:

„Lucie, Kind, was denkst du?“

„Nach dir vorerst noch keinen Kummer, Mutterchen“, tröstete sie die alte Dame zärtlich — „was auch kommen möge, wir müssen es ja doch ertragen. Aber du bist ja nicht allein, wir beide, Kurt und ich, wir werden dich nie verlassen.“

Von neuem jammerte die Mutter: „Mein Gott, wenn es wahr ist, was du befürchtest, was soll dann aus Kurt werden! Ich darf ja an alles das gar nicht denken!“

Ernst, fast bitter schwieg die Tochter. Sie zürnte der Mutter. Sogar in dieser ersten Stunde dachte sie nur an Kurt, an ihren Liebling, an seine Zukunft zuerst! So war es immer gewesen bisher, immer um den einzigen Sohn hatte sich alles konzentriert: an sie, die Tochter, wurde erst in zweiter Linie gedacht. Das tat ihr auch jetzt wieder weh. Doch sie preßte die Lippen zusammen und schwieg.

„Ja, was soll denn jetzt nur werden? So rate mir doch, was wir tun sollen“, bat die alte Dame mit weinender Stimme.

Ruhig entgegnete Lucie: „Wir können nichts tun, als warten, Mama. Aber ich fürchte, wir werden gar nicht zu lange warten brauchen. Schon die nächsten Tage, vielleicht gar schon die nächsten Stunden werden uns sagen, was geschehen ist.“

„Schrecklich ist so ein Zustand der Ungewißheit! Und noch schrecklicher ist es, daß mich das alles wie ein Blitz aus heiterem Himmel trifft!“ —

Kallos und hilflos saß sie da und sank in sich zusammen. — „Wenn man doch wenigstens von einem erfahrenen Mann hören könnte, worum es sich handelt. Dieser Zweifel raubt einem ja das letzte bißchen Kraft.“

„Vielleicht könnten wir mal den alten Schmidt fragen? Er würde dir doch sicher die reine Wahrheit sagen, wenn du ihn darum bätest.“

„Ja, du hast recht. Bitte, laß ihn gleich zu mir rufen!“

Sofort ging Lucie hinaus. Und schon nach wenigen Minuten kam sie mit dem Prokuristen der Firma, der im Hause alt und grau geworden war, wieder herein.

Erbittert grüßend trat der alte Mann näher. Auch sein Gesicht war ernster und sorgenvoller als sonst.

Die Herrin hat ihn, Platz zu nehmen und begann mit unsicherer, und ein wenig stotternder Stimme: „Lieber Herr Schmidt, bitte, sagen Sie mir ganz ehrlich, was geht bei uns vor?“

Der Alte sah leicht erstaunt auf, lächelte verlegen und antwortete nicht gleich.

„Ich meine, ob es im Geschäft irgend etwas gegeben hat, das zur Beunruhigung berechtigte?“ fragte die alte Dame, nun lebhafter werdend.

Noch immer zögerte der Prokurist, er trauete nicht so recht, was er sagen sollte, oder wie er es sagen sollte. Doch da er die fragenden Blicke der beiden Damen auf sich gerichtet sah, begriff er, daß man hier schon irgend etwas ahnen mußte, und deshalb war eine Antwort nicht mehr zu umgehen.

„Wenn ich recht vermute“, sagte er dann, „haben die gnädige Frau von dem Gerücht gehört, das seit gestern über unsere Firma hier zirkuliert. Dies Gerüchte ist selbstverständlich — wie alle derartigen Mährchen — nur zum kleinsten Teil wahr. Tatsache ist, daß wir in letzter Zeit nicht gerade mit Glanz gearbeitet haben. Zwei alte Häuser, die für sicher, ja für durchaus solide galten, haben falliert, und wir sind ziemlich stark dabei engagiert. Außerdem haben wir mit viel Profutur, und einige Werte, die unseren Fonds bilden, sind recht erheblich gesunken. Gewiß, das alles ist eine Folge ziemlich unangenehmer Begleiterscheinungen, gebe ich Ihnen zu, aber mit solchen Katastrophen hat schließlich jedes Bankhaus mal zu kämpfen.

und zu ersten Besorgnissen liegt wirklich auch nicht die geringste Veranlassung vor. Zumal jetzt, wo der Chef in Berlin ein neues Engagement abzuschließen plant, ein Unternehmen, das für uns von ganz unabsehbarem Vorteil zu werden verspricht. Das meine gnädige Frau, ist die volle Wahrheit über unsere Lage, und sobald der Chef zurück ist, werden die Rästergungen da draußen verstummen.“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Den leeren Schlauch bläst der Wind auf;

Den leeren Kopf der Dünkel.

M. Claudius.

Ein Kriegstag im Leben Kaiser Franz Josephs.

Man schreibt uns aus Wien: Ein Staatsmann, der kürzlich bei Kaiser Franz Joseph zum erstenmal seit Kriegsbeginn im Audienz war, erzählte: „Der Krieg hat der Kaiser förmlich verjüngt; Würde, Arbeitslast und Sorge haben die Spannkraft nur erhöht. Der Kaiser sieht frischer aus als vor dem Krieg.“ Und wir alle wissen es ja: Kaiser Franz Joseph, der erste Soldat seines Heeres, ist auch nicht einen Tag marode gewesen. Die sonst so gefürchteten Fieber-Infarkte stellten sich 1915 wie 1916 nicht ein. Durch zwanzig Monate war der älteste General der 1. und 2. Armee auf Posten. Wochentags wie Sonntags. Im Winter wie im Sommer. Immer an dem großen, behäbigen Arbeitstisch im kuscheligen Schönbrunn. Er hat, seit seiner Geburt zum erstenmal, auf den Sommeraufenthalt in Mählen verzichtet, er hat die Jagd, seine einzige leidenschaftlichste Passion, an seine Pflicht dahingegeben und hat das Schönbrunner Schloß nur verlassen, um verwundete Krieger in den Lazaretten aufzusuchen. Der Krieg hat die Zugesetzung Franz Josephs, dessen Leben immer schon Arbeit und Pflicht war, noch gesteigert. Noch liegt die Stadt vor dem geräumigen Schloßplatz im tiefsten Schlaf, da brennen schon hinter den grünen Jalousien des orangefarbenen Schlosses die Lichter auf. Sonst, im Frieden, war es ein halb nach der vierten Morgenstunde, jetzt ist es 3 Uhr, wenn die Dienerschaft „Bereitschaft“ hat. Um 3½ Uhr nämlich schellt es aus dem Schlafzimmer des Kaisers. Er hat seit 20 Monaten seinen Arbeitstag um 1½ Stunden nach vorn verlegt: von 5 auf 4½ Uhr. Dann Ankleiden, dann Frühstück, reich, schlicht und einfach. Das K-Brot, das Kaiser Franz Joseph vor einem Jahr für sich und seinen Hofstaat angeordnet hatte, mußte, dem Drängen seines Leibarztes Dr. Kertl, wenigstens für seine Person, dem Friedensgebäude weichen, aber nur fürs Frühstück. Der letzte Imbiß, den der Kaiser eine Stunde vor dem Zubettgehen, um 7 Uhr abends, zu sich nimmt, bestand immer schon aus einem Stück schwarzen Brotes und einem Glas saurer Milch. Der Kaiser ist mäßig. Zwischen 4 Uhr morgens und 7 Uhr abends nur zwei weitere Mahlzeiten, eine kleinere, bestehend aus Fleisch und einem Glas Wein, um 12 Uhr, auf dem Schreibtisch „serviert“, die größere nach getaner Arbeit um 6 Uhr. Sie besteht aus vier Gängen. Und täglich werden dem Kaiser für dieses nächste Dejeuner drei „Entwürfe“ vorgelegt, unter denen er wählt, ja, die er sogar zuweisen — mit der Freude eines gesunden Menschen am Imbiß — ändert. Als Reliquie bewahrt eine Dame der Wiener Gesellschaft noch einen „Entwurf“, auf dem der Kaiser eigenhändig vermerkt hat: „Warum nie Zwetschgenknödel?“ Die einfache Lebensweise Franz Josephs muß einer braven Frau in Amerika zu Ohren gekommen sein. Sie hatte Angst um „ihren“ Kaiser und schickte ihm kürzlich einen Satz feinsten Weizenmahls über das große Wasser. Kaiser Franz Joseph ließ ihr durch die Kabinettsskanzlei danken.

Zwischen 4 Uhr am Morgen und 6 Uhr am Abend ist der Tag des Kaisers von ununterbrochener Arbeit erfüllt. Sein wichtiges Alltagsstück ohne seinen Einfluß! Ja, der tägliche Generalstab-Bericht, der vom Großen Hauptquartier ins Kriegsministerium telegraphiert wird, muß vorerst ihm vorgelegt werden, ehe er durch das 1. 1. Korrespondenzbureau weiterverbreitet und an die Zeitungen abgegeben wird, die — nebenbei bemerkt — der Kaiser täglich, aber erst nach getaner Arbeit, zu seiner „Erholung“ um 8 Uhr abends studiert. Täglich erscheint auch, nebst dem Chef der Militärkanzlei, der

Kriegsminister Generaloberst v. Probatin, der den Kaiser an der Hand von eigens dazu hergestellten Stizzen, Karten und Detailplänen über die geringfügigsten Änderungen, Truppenverchiebungen, Frontabweichungen so genau und so vortrefflich orientiert, daß jeder Offizier, der vor dem Kaiser in Audienz erscheint, verblüfft ist von der erstaunlichen Kenntnis des Kaisers, den darin sein ungewöhnliches Gedächtnis unterstützt. Nein, der Offizier kann dem Kaiser nichts Neues erzählen. Der Kaiser ist heute, was er vor 40, 50 und 60 Jahren war: der erste Soldat seiner Armee! H. W.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Eine Prophezeiung unseres U-Boot-Krieges vor einem halben Jahrhundert. „Nur noch einmal die Opferfähigkeit des deutschen Volkes nach für die Gründung einer Seemacht der neuesten Zeit. Dann aber haltet fest an der neuesten Erfindung. Wemohit sie euch, so lange als möglich; so seid ihr Herren der siegreichen Waffe. Nicht an die Holzkisten der alten Marine, auch nicht an die gepanzerten Schiffsriesen und Monitore verschwendet eure Millionen, sondern mit der schlanken gewandten Beherrscherin des Untermeeres begründet die neue Flotte; sie ist fähig, den Kampf mit den Ungetümen der alten Marine zu bestehen; sie schafft in Geschwadern Verheerung, und unsere Flagge, unser Kanon werden sich auf der ganzen Erde die Achtung erzwingen, die dem deutschen Namen gebührt. Und will die alte Gewalt des Dreizehnten euch erblinden, dann sendet den rührigen Schwarm der Brandtauchergondeln: aus und fragt, wer euch widersteht, wenn die Schiednisse der Tiefe über eure Feinde kommen! Glaubt ja, die andern kommen euch bald in der neuen fühlbaren Art nach, aber voraus müßt ihr gehen, euch daran gewöhnen, niemanden vor euch zu sehen, es als eine Schwach empfinden, immer und immer zu warten, wohin andere mit unsern Erfindungen wohl kommen möchten! Es ist mit dieser Erfindung den Deutschen gegeben, für das Leben des Meeres eine neue Epoche zu begründen. Jetzt gilt's für uns alle, zu zeigen, ob wir wirklich noch etwas Gewaltiges wollen können!“ Solche wie mitten aus unsern Tagen tönende Worte schrieb in „Meiners Universalium für 1883“ ein deutscher Schriftsteller Friedrich Hofmann in einem Aufsatz „Hamburg und die deutsche Seewehr“. Die neue Erfindung, für die er sich so begeistert einsetzt, sind die „Brandtauchergondeln“ von Wlth. Bauer, die ja in der Vorgeschichte des Unterseebootes eine wichtige Rolle spielen. Das Gefühl der Scham über Deutschlands Machtlosigkeit auf dem Meere habe seinen Landsmann, erzählt Hofmann, zur Erfindung dieser neuen Waffe gedrängt. Mit Englands räuberischer, rücksichtsloser Alleinherrschaft zur See sei es nun vorbei. „Selbst dieser Riese ist nicht unbezwingbar, wenn ein stärkerer über ihn kommt; auch er zittert, wenn ein furchtbarer sich ihm naht. Und dieser furchtbarste Kämpfer der Gewässer und sicherste Schutz der Küsten zugleich ist das Kind eines deutschen Geistes, ist der unterseeische Wägher, ist Wilhelm Bauers Brandtaucher in Verbindung mit seinen schwimmenden Revolverbatterien.“ Und auch die „moralischen Bedenken“ gegen diese neue Kampfweise hat dieser Prophet vorausgesehen und vor 58 Jahren mit unveraltet richtigen Sätzen entkräftet. „Es gibt eine Art romantischer Sentimentalität auch im Kriege, die in der Mitterlichkeit des offenen Kampfes eine besondere Ehre sucht. Das klingt schön, paßt aber nur für den Kampf mit der Klinge oder ist in die Zeiten der Einführung des Schießpulvers zurückzuführen. . . Der Krieg muß heute so geführt werden, daß er vor seiner eigenen Furchtbarkeit erschrickt. Deshalb ist jede neue Erfindung, die die vorhergehende an Verwundungskraft überbietet, ein Schritt näher zum Frieden der Zivilisation; und die Erfindungen, welche mit den geringsten eigenen Menschenopfern und mit dem geringsten Kostenaufwand dem Feinde den empfindlichsten Schaden zufügen und den eigenen Heer am stärksten schützen, verdienen deshalb einen Ehrenplatz in der Geschichte der Zivilisation.“ Eine solche Erfindung aber, die Deutschland die Herrschaft auf dem Meere, Schutz und Größe bringe, sei die Bauers. Von einer unerbittlichen Kampfart dürfe bei ihr eben so wenig gesprochen werden wie bei den schonungslos mordenden, Kämpfer und Nichtkämpfer tödenden Granaten und Schrapnells. „Man würde also die „ritualistischen“ Gesetze der Mordur nicht auf dem Meere anzuwenden, die sich Wilhelm Bauers „Wägher“ sucht,

zumal der neue Seekrieg, welcher den alten Völkernkrieg auf dem Lande entspricht, die höchste männliche Entschlossenheit, den höchsten Opfermut erfordert.“

Wie steht es um die französische Landwirtschaft? Ein zusammenfassender Bericht, den der „Ratin“ über den Kriegszustand der französischen Landwirtschaft veröffentlicht, läßt trotz verschiedentlicher Verschleierversuche und dürrer Hoffnungsphrasen erkennen, daß die Landwirtschaft in Frankreich durch den Krieg in außerordentlich Weise gelitten hat. Die Fehler, die durch allzu häufige Notgesetzgebung und Schwächen der Verwaltung im ersten Kriegsjahr begangen wurden, hatten schwere Verluste zur Folge; und wenn man auch manches durch neue Verfügungen, durch Überlassung von Soldaten zum Ackerbau usw., wieder weitzumachen suchte, so war es doch unmöglich, das Verlorene zu ersetzen und den weiteren Rückschritt aufzuhalten. Die Zahl der für landwirtschaftliche Arbeiten zeitweise freigegebenen Soldaten, sagt der „Ratin“, entspricht keineswegs den Bedürfnissen, und wenn man den schlechten Erfolg der Herbstsaaten überwunden zu haben meint, so irrt man sehr. Es wäre falsch, sich der Hoffnung hingeben, daß die Frühlingsfaat einen Erfolg zeitigen könnte, der geeignet wäre, die Verluste auszugleichen. Im inneren Frankreich hat der Regen vielfach großen Schaden angerichtet, stellenweise die Arbeit lahmgelegt und die Vorbereitungsarbeiten gehindert, so daß man sich allgem. der Jahreszeit gegenüber im Rückstand befindet. Die am besten bestellten Landstriche im Zentrum Frankreichs sind um ungefähr 12 Prozent weniger ertragsreich als im Jahre 1913. Besonders erschwerend fällt in der Landwirtschaft ins Gewicht, daß die Phosphate und verschiedenen Düngemittel so hoch im Preis gestiegen sind, daß der einfache Landmann sie nicht mehr erschwingen kann. Hierzu kommt noch der Mangel an Beförderungsmitteln — besonders an Eisenbahnwagen — und die Notwendigkeit, alles sofort bei Lieferung zu bezahlen. Daraus wurde nur unzureichend gebüht, manche Landstriche wurden überhaupt ohne Düngemittel bestellt. Aus diesem Grund mehr noch, als aus Mangel an Arbeitskräften, wird die Ernte des Jahres 1916 einen großen Rückgang aufzuweisen haben. Außerdem bringt das Unwesen der Wiederverkäufer großen Schaden. Sie drücken die Landbevölkerung, kaufen überall auf und verkaufen zu hohen Preisen. So kommt es, daß man in den Dörfern alles, was man nicht selbst erzeugt, nicht minder teuer bezahlen muß wie in Paris. In den kleinen Ortschaften und Flecken ist der Preis für das Duzend Eier vor 1 Franken 10 auf 2 Franken 20 gestiegen. Auch Futter und Hühner sind im kleinsten Flecken doppelt so teuer wie im Frieden. Vielfach sind die Bauern die Opfer der gewissenlosen Spekulanten, die noch immer ziemlich ungehindert ihr Wesen treiben. Durch die Spekulanten ist auch der Hafer von 18 und 20 Franken in Friedenszeit auf 30 und 40 Franken im Krieg gestiegen. Außerdem machen die Spekulationsankäufer sich auch untereinander Konkurrenz, wodurch die Preise andauernd noch mehr hinausgetrieben werden. Schweine im Gewicht von 50 Kilogramm, die im Frieden 40 und 45 Franken kosteten, sind jetzt knapp für 115 Franken zu erstehen. Höchst bedenklich ist auch der allgemein gewordene spekulative Aufkauf von Waldungen, der sich auf umfangreiche Gebiete erstreckt. Es ist selbstverständlich, daß diese Spekulationen den landwirtschaftlichen Betrieb sehr herabdrücken. Auch werden durch die von den Spekulanten angeordneten Arbeiten weitere Arbeitskräfte den dringlichsten Geschäften der Landwirtschaft entzogen. Dies sind die Verhältnisse im Inneren Frankreichs, das heißt in jenem Teil des Landes, der nirgends direkt vom Krieg berührt wurde. Erwägt man, welch große und fruchtbare Gebiete der französischen Landwirtschaft entzogen wurden — teils durch deutsche Besetzung, teils dadurch, daß sie Schauplatz der Kämpfe sind, — so ergibt sich ein Bild, das schlecht zu dem Stolz des Modierenden und Aushungerers paßt, dessen Rolle Frankreich im Verein mit England spielen wollte.

Ein montenegrinischer Nationalheld. Wie bereits kurz gemeldet wurde, ist in Cetinje der Wojwode Mija Blamenac gestorben. Nur wenige aber wissen, so schreibt uns ein Montenegro, daß mit dem Verstorbenen ein Held Geschichte Montenegros dahingegangen ist. Währig ist der alte Helden, der in der glänzendsten Epoche Montenegros an der Spitze seines Landes stand und denselben mehrere Jahrzehnte hindurch die wertvollsten Dienste leistete, geworden, wenn er, der allzeit rüstige Greis, der nie in seinem Leben

auch nur eine Stunde krank gewesen, nicht das 100. Lebensjahr erreichte, so mag der Rummer über den Zusammenbruch Montenegros und die Landflucht seines Königs mit dazu beigetragen haben, seinen Tod zu beschleunigen. Mija Plamenah wurde 1821 in Vojsevitich in Montenegro geboren. In seinem 10. Lebensjahre kam er nach Cetinje, wo ihn der damals regierende Wladika Peter II., der als Dichter und Staatsmann eine internationale Berühmtheit erlangt hat, für den geistlichen Stand ausbilden ließ. Dies verhinderte aber den von Haus aus sehr kriegerisch gesinnten Jüngling nicht, an der fast unausgesetzten Fehde der Montenegriner mit den Türken tätigen Anteil zu nehmen. Dem Vorbild vieler früherer Helden folgend, stellte er sich selbst an die Spitze der sich um ihn scharenden Kämpfer, und wo er war, fesselte sich der Sieg an die montenegrinischen Fahnen. Bald war sein Name im ganzen Lande hoch gefeiert, und man huldigte dem „Pop Mija“, wie er genannt wurde, überall, wo er sich zeigte, fast noch mehr als dem Landesfürsten. In dem Kriege 1862 besiegte er mit dem von ihm befehligten Haupttheile der montenegrinischen Armee den türkischen Feldherrn Amer-Pascha in wiederholten Schlachten, wobei er auch Gelegenheit hatte, sich durch persönliche Tapferkeit hervorzu-tun. Nach dem Kriege entsagte er dem geistlichen Stande und widmete sich vollständig dem Kriegsdienste. Als dann im Jahre 1862 wiederum der Krieg gegen die Türken ausbrach, kämpfte das unter seinem Kommando stehende Heer allein erfolgreich, während die übrigen Heerführer im allgemeinen schlecht abschlossen. Nikolaus belohnte die Taten Plamenahs, indem er ihn zum Wojwoden und Senator ernannte. Als Begleiter des jugendlichen Fürsten besuchte er die großen europäischen Hauptstädte Berlin, Wien, Petersburg und Paris. 1868 wurde er Kriegsminister, und in dieser Eigenschaft schuf er eine neue Heeresorganisation, die dem Lande zuflatten kam, als 1876 der Aufstand der Herzegowina und 1878 der Krieg gegen die Türkei ausbrach, in dem Plamenah sich neuen Ruhm erwarb. Nahezu 40 Jahre leitete Plamenah das Kriegsministerium und war nicht nur in dieser Zeit, sondern auch noch nachher bis zu der letzten großen Katastrophe ein treuer Freund und Berater seines Königs, der ihm stets alle Ehren, gleich einem Verwandten seines Hauses, erwies. Alle Diplomaten, welche in der Zeit von 1860 bis 1810 nach Cetinje kamen, suchten die Bekanntschaft Plamenahs zu machen, da dessen Worte und Rat zumeist ausschlaggebend waren. Plamenah sprach nur Serbisch, jede andere Sprache war ihm ein Buch mit sieben Siegeln; trotzdem bewegte er sich frei und ungezwungen mit Hilfe eines Dolmetschers im Kreise der fremden Diplomaten.

Eine moderne ägyptische Trauung. In einem in den „Daily News“ veröffentlichten Feldpostbrief schildert ein in Ägypten stationierter englischer Korporal eine moderne ägyptische Hochzeit, der er mit einigen Soldaten seines Regiments beizuwohnen Gelegenheit hatte. „Wir versammelten uns unter Führung des ägyptischen Bräutigams und folgten ihm in das Gebäude, in dem die Trauung vor sich gehen sollte. Hier nahmen wir auf verschiedenartigen Sitzgelegenheiten an den Wänden Platz, um auf den Trauungsakt zu warten. Der Raum war in Art einer Kapelle eingerichtet, an der Rückwand befand sich ein besonders für diesen Zweck aufgetauter Altar. Die Zeremonie begann: durch die weit geöffnete Tür trat die Braut in europäischer Kleidung. Rechts und links von ihr schritt je ein blinder ägyptischer Musiker einher, der auf dem Rumbal spielte, und zahlreiche Freun-dinnen sowie mehrere Kinder bildeten die Begleitung. Zwar ging die ganze Zeremonie in arabischer Sprache vor sich, doch wir konnten den Text verstehen, da einer der englischen Soldaten die einzelnen Stellen für uns übersehte. Wie wir feststellen konnten, fand der übliche Ringtausch nicht statt, aber an einer bestimmten Stelle der Predigt wurden mehrere Rosenkränze aus roten Perlen dem Bräutigam um die linke Schulter gewunden, und der Priester drückte ihm ein Kreuz an das Herz. Hierauf wurde der Braut eine goldene Krone auf das Haar gedrückt, und dem Bräutigam wurde eine gleiche Krone über seinen Feg gestülpt. Zum Abschluß der Feierlichkeit wurden verschiedene Reden gehalten, deren Inhalt wir allerdings nicht verstehen konnten, da die Redner sich der arabischen Sprache bedienten. Ein einfaches Mahl, bei dem Tee und Zigaretten die Hauptrolle spielten, beendete in herkömmlicher Weise dieses typische ägyptische Hochzeitsfest.“

Die Frau in der englischen Gesellschaft. Eine hervorragende Eigenschaft des Deutschen ist das fragende Auge, mit dem er in das Leben schaut, von dem ihm alles interessant ist, von dem er alles in sich aufnehmen möchte. Daher unser Reisebrang, unser Verlangen, fremde Verhältnisse, ganz anders geartete Menschen kennen zu lernen, immer mit der Frage im Auge: Nun, wie werdet ihr mir gefallen? und: Was bist du für einer? Diesen Zustand der Wissbegierde kennt der Engländer im allgemeinen nicht, wenigstens müssen wir diesen uns eingepflanzten Reisebrang von seiner Reisegehntheit wohl unterscheiden. Der Engländer, wie auch der Franzose, reist durch Deutschland mit den Scheuklappen seines Größenwahns oder seiner Eitelkeit, verhöhnt oder bespöttelt alles und durchschaut nichts. Das verhältnismäßig selbstloseste Interesse, das die Engländer dem andern entgegenbringen, ist noch das humoristische, dessen Gegenstände wir Deutsche oft genug gewesen sind. Wir wollen es ihnen darin nicht gleichtun. Wir wollen uns auch durch diesen Krieg hindurch das tüble, sachliche Auge für englische Schwächen und englische Eigentümlichkeiten bewahren; um so schärfer werden wir erkennen, wen wir vor uns haben, und das scheint uns vorteilhaft für Gegenwart wie Zukunft. So hören wir denn gelassen zu, wenn uns ein Kenner englischen Wesens und englischen Lebens, wie Prof. Dr. Hermann Conrad, der bekannte Shakespeare-Forscher, im Märzheft von „Westermanns Monatsheften“ nach eigenen Beobachtungen über englisches Gesellschaftsleben von einst und jetzt erzählt. Namentlich was er über die Stellung der Frau zu sagen weiß, ist fesselnd und ein-spruchreich. „Ich habe“, bekennet Conrad, „in meinen jüngeren Jahren in der Bonboner Gesellschaft eine Reihe von freundlichen, verlässlichen und wahrheitsliebenden Menschen gefunden, deren Verkehr mich über die vorwiegend abstoßenden Eindrücke des englischen Lebens hinweghob und mir zeitweise eine Art von Heimatgefühl gab. Aber diese echt germanischen Vorgänge, verhältnismäßig beschriebene Überbleibsel aus uralter Zeit, haben seit der normannischen Eroberung, die den Angelsachsen mit ihrem Landbesitz jede staatliche Bedeutung raubte, niemals in England geherrscht. An ihre Stelle sind seit den Rosenkriegen mit erschreckender Deutlichkeit gallische Selbstsucht, Eitelkeit, Härte, Grausamkeit getreten, Kräfte, die im inneren Leben Englands wie in seiner äußeren Politik immer maßgebend gewesen sind. Und die englischen Frauen der besseren Stände, die schon zur Zeit der Renaissance wegen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit von allen Fremden gepriesen werden — im Gegensatz zu den fremdenfeindlichen, derb egoistischen, rohen Männern —, sie haben wohl das hässliche Leben zivilisieren, ihm das freundliche Gehegen und den soliden Glanz geben können, die den Fremden anziehen; den Charakter der Männer haben sie nicht ändern können. Dem scheint die allgemeine Beobachtung zu widersprechen, daß die englischen Männer der besseren Stände die Frauen mit einer Zuvorkommenheit behandeln, die Achtung voraussetzen scheint, und Achtung müßte doch denen, die sie genießen, Einfluß gewähren! Es wäre aber falsch, in dieser ausgezeichneten Behandlung des Weibes eine bekannte uralte Germanentugend zu sehen; sie ist dort drüben ziemlich jungen Datums. Vor hundert Jahren ließen die Männer der Gesellschaft ihre Damen nach dem Gesellschaftessen rücksichtslos stundenlang in ihrem Drawing-Room sitzen, während sie im Speisesaal sich dem Genuß schwerer Getränke hingaben, bis sie genug oder zuviel davon hatten und zur Heimfahrt häufig unbewußt verladen werden mußten. Im achtzehnten Jahrhundert war es mindestens ebenso, und diese Sitte wüßte Jachens ging bis in die höchsten Kreise hinauf. Als die beherrschte kleine Königin Viktoria ihr erstes Hofdiner abhielt, be-fahl sie eine Viertelstunde nach ihrem Verlassen des Speisesaals die maßlos erlauchten Herren zum Kaffee ins Drawing-Room. Sie gab ihnen nur Zeit zu einem oder zwei Glas Portwein und etwa zum Anrauchen einer Savanna. Und so blieb es, mehr als eine halbe Stunde durften sie die Damen nicht allein lassen; das ist allgemeine Sitte geworden und noch heute so. Wie die Königin mit großer Energie die bis ins kleinste überlegte Rücksichtnahme auf ihre Person verlangte, so erhob sie diese Behandlung der Frauen zum guten Ton in ihren Verkehrskreisen, und es wurde der allgemeine gute Ton. Nun kann sich eine Frau, der jede schwerere Arbeit als Briefschreiben und Lesen ferngehalten, der, soweit das menschlich möglich ist, jede Sorge, zumal die materielle, genommen wird, leicht zu einem bewundernswürdigen Schmuckstück des Hauses entwickeln. Da man aber mit einem Schmuckstück nicht in ein tiefinnerliches Verhältnis treten kann, so ist das eheliche Band in England gerade wegen der bevorzugten Stellung der Frau viel äußerlicher als bei uns. Das Leben des englischen Mannes in der Welt ist von dem häuslichen, in dem die Frau thronet, durch eine feste Schranke geschieden; die Frau kümmert sich im allgemeinen wenig um sein Streben und Sorgen; sie ist auch schlecht dazu vorbereitet durch die beschränkte Art ihrer rein gesellschaftlichen Erziehung, die wohl hohe Ansprüche und Über-mut, aber nicht sittliche Kraft erwecken kann. Ohne sittliche Kraft aber ist ein sittlicher Einfluß undenkbar. Unsere Frauen teilen unser Streben und Sorgen und sehr oft auch unsere Arbeiten; wir würden die lieblichste englische Ophelide nicht eintauschen gegen unsere liebevolle, treue Genossin.“